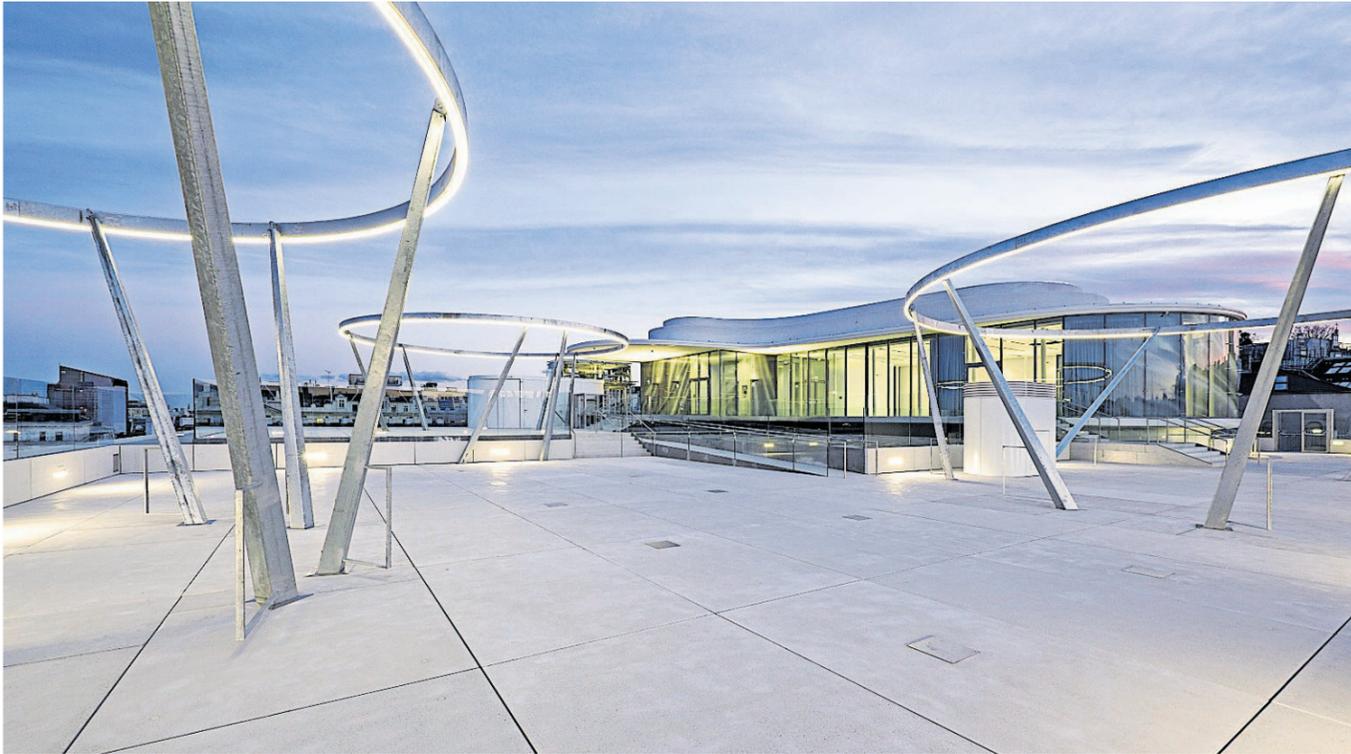


MQ-Libelle: Ein Penthouse für alle

Leopold-Museum. Gratis und ohne Konsumzwang kann man sich mit zwei gläsernen Liften zu neuen Aussichten über Wien aufschwingen. Die „Libelle“ am Leopold-Dach ist gelandet.



Die Lichtkreise von Brigitte Kowanz sind weithin sichtbar, für Eva Schlegels Punkte-Schleier und ihre Glasstacheln an der Fassade muss man genau schauen. [Hertha Hurnaus]

VON ALMUTH SPIEGLER

Diese kleine Unstimmigkeit konnte die Pressekonferenz zur Eröffnung der „Libelle“ am Dach des Leopold-Museums genauso wenig trüben wie das schlechteste Wetter für so einen Anlass: Als MQ-Chef Christian Strasser das demokratischste, weil völlig frei zugängliche Penthouse der Innenstadt als „schönste Kulturterrasse Österreichs“ bezeichnete, fiel Architekt Laurids Ortner (Ortner & Ortner) ihm doch tatsächlich ins Wort: „schönste Kulturterrasse der Welt“, müsse das bitte heißen.

Die Kränkung wird die Tate Modern London verkraften, und Ortner hat mit seinem Eigenlob auch nicht völlig unrecht. Zumindest der Blick, der von über 20 Metern Höhe zwischen Natur- und Kunsthistorisches Museum fällt, ist spektakulär. Die Kombination aus glasumhülltem Veranstaltungsraum in sehr abstrahierter Libellenform (die psychoanalytisch verdorbene Wiener eher Expliziteres assoziieren lässt) mit einer weiten, vor allem aber konsumationszwanglosen Aussichtsfläche ist es im internationalen Vergleich ebenso.

Subtil gelungen auch die Einbindung der Künstlerinnen Eva Schlegel und Brigitte Kowanz: Schlegel hat die Pavillon-Glashaut mit einem Lichtschutz versehen. Aufgelöst in zweieinhalb Millionen Punkte wurde dafür der Faltenwurf eines Tuchs aufgedruckt. Zart und schwirrend, wie man sich Libellen hierzulande so vorstellt. Im Englischen ist das anders, da heißt das Insekt Dragonfly – eine Wehrhaftigkeit, an die Schlegel mit 300 außen montierten Glasstacheln erinnert (in Körperhöhe mitleidig abgerundet).

Drei schwebende Kreise als Signal

Die drei ausschwingenden Lichtkreise, die Kowanz auf der Terrasse über den Köpfen (fast) frei schweben lässt und die den Außenraum tatsächlich zu einem solchen strukturieren, sind ebenso zart, sorgen aber dennoch für Signalwirkung – die Aufbauten sind das Einzige, was man vom MQ-Hof aus von der Neonutzung erkennen kann.

Folgt man dazu den Libellen-Aufklebern auf dem Hofboden, führen sie einen zum neuen, gläsernen Doppellift, der jeden Willigen in der Sommersaison (April bis Oktober) von zehn bis 22 Uhr in neue Höhen entführt. Stimmlich begleitet übrigens von der neuen Chris Lohner des Museumsquartiers sozusagen – die Stimme von MQ-Chef Strasser weist einen hier sonor auf die angeschlagenen Sicherheitsvorschriften hin.

Bürgermeister Michael Ludwig und alle anderen Vertreter von Stadt und Bund gaben sich dementsprechend begeistert, sicher auch von der Einhaltung der Baukosten (7,5 Mio. Euro) und der Stilisierung des Ortes von Laurids Ortner zu einem „Glücksbringer“, der einer ganzen Stadt „gute Laune“ beschere soll. Leopold-Museum-Direktor Hans-Peter Wipplinger ging sogar so weit, hier die heutige Version des Wiener Salons um 1900 zu erkennen. Die zukünftige Veranstaltungsprogrammierung wird das weisen – das Museum teilt sie sich Hälfte/Hälfte mit dem MQ (oder umgekehrt). Dann ist vielleicht auch der als Dauerlösung klimatechnisch noch nicht abgeklärte direkte Zugang hinunter in die temperierten Museumsräume möglich. So könnte aus der MQ-Libelle doch eine (dem Volksmund wohl nähere) Leopold-Libelle werden.

Glücksbringer für Museumswunder

Angeht die dramatische Situation der mehr als halb leeren Museen in Österreich könnte man die Libelle tatsächlich zum glücksbringenden Totemtier fürs Anhalten des Wiener Museumswunders weihen. Ist doch einiges hier in Bewegung bzw. noch geplant. Allein heuer wurden trotz Corona die Albertina Modern und, gerade eben, das umgestaltete Sigmund-Freud-Museum neu eröffnet. Beim Wien-Museum ist es immerhin zu einem Spatenstich gekommen – einhalb Jahre nach seiner Schließung, drei Jahre vor seiner geplanten Wiedereröffnung.

Schaut man dagegen bei der Baustelle der „Heidi Horten Collection“ im Hanuschhof vorbei, blickt man schon in den Himmel – durch die Fensterhöhlen des Stöckgebäudes. Das Architektenduo „The Next Enterprise“ ist schon kräftig am Werken, Anfang 2022 soll das 13 Mio. teure Privatmuseum unter der Leitung Agnes Hussleins aufsperrt. Ebenfalls im Zeitplan – nämlich im ewigen Projektstatus – scheinen die oft verlauteten Pläne der Erweiterung von Mumok und Kunsthistorischem Museum zu liegen. Corona könnte dafür als beste Ausrede dienen, die es je gab.

Trotz dieser unlegbar großen finanziellen Einbußen weicht man im Belvedere (noch) nicht von seiner Vision eines unterirdischen Besucherzentrums ab, das man hinter dem Oberen Belvedere bauen möchte. „Es gibt auch eine Zeit nach Corona“, hat Direktorin Stella Rollig dazu schon verlauten lassen. Jedenfalls soll der verschobene internationale Architekturwettbewerb im Herbst oder zumindest nach Jahreswechsel ausge-

schrieben werden, so eine Sprecherin. Alles sei vorbereitet, man hoffe, das Unternehmen werde als eines der Infrastrukturprojekte zur Konjunkturverbesserung betrachtet.

Auch die Belvedere-Dependance in Salzburgs Innenstadt liegt weiter am Tapet, es sei zwar noch nichts unterschrieben zwischen dem Betreiber Salzburg-Museum und dem Bundesmuseum, so Rollig. Doch „alle sind im Boot, und ich glaube nicht, dass das noch irgendwie scheitern könnte“, so der Sprecher von Landeshauptmann Wilfried Haslauer zur „Presse“. Geplant sei dafür eine unterirdische Erweiterung im zweiten Innenhof der Neuen Residenz, finanziert von Land und Stadt. Eröffnen möchte man Mitte 2024.

Auf weniger sicheren Beinen scheint noch das Fotomuseum zu stehen, das sich die Salzburger als neues Bundesmuseum wünschen. Die „Gespräche mit Kulturstatssekretärin Andrea Mayer sind konstruktiv“, so Haslauer Sprecher. Es gebe „positive Signale“, aber noch keine Zusage. Die grüne Kulturpolitik begegnete dem Projekt bisher bekannt skeptisch.

Keine neuen Bundesmuseen (bisher), aber einige kleine, feine Neuerungen finden sich in manchen Museumslandschaften der Bundesländer: Nächste Woche etwa wird in Graz das seit 2013 angedachte Schlossberg-Museum eröffnet, das nach flotter, einjähriger Bauzeit jetzt fertig ist. Direktor Otto Hochreiter spielt hier alle Stückerln, vom Multimedia-Spektakel über die historische Verortung bis zum kinderfreundlichen „Wundergarten“ und touristischen Aussichtserlebnis.

Synagoge und Kindermuseum in NÖ

Hat man erst einmal die ewig schaurige ESSL-Museumsleiche in Klosterneuburg passiert, zeigt Niederösterreich sich weiterhin als großzügiges Kulturland: Nach Eröffnung der neuen Landesgalerie in Krems steht jetzt St. Pölten im Fokus der Kulturpolitik, bekommt es doch als Trostpflaster, nicht Europäische Kulturhauptstadt geworden zu sein, zwei neue Institutionen: Die „Ehemalige Synagoge“, frisch in die NÖ Kulturbetriebe eingegliedert, soll zu einem multimedialen Vermittlungsort der jüdischen Stadtgeschichte werden. Und im Altoona-Park im Zentrum wird um zwölf Millionen ein pionierhaftes Kinderkunstlabor (Arbeitstitel) entstehen, dessen durchaus als visionär zu bezeichnendes Konzept der ehemalige ESSL-Museum-Vermittlungsleiter Andreas Hoffer ausgearbeitet hat. Sollen die Kinder – und die Zukunft der Museen – also nur kommen.

KOMMENTAR

VON WILHELM SINKOVICZ

So kommt Wiens Musiktheater wieder in Fahrt

Robert Meyer hat sich nicht mehr für die Volksoper beworben – für den neuen Direktor gäbe es ein klares Erfolgsrezept.

Andrea Mayer gegen Robert Meyer – so ließe sich bündig zusammenfassen, was der amtierende Volksoperndirektor dem „Kurier“ anvertraut hat: Die Kultur-Statssekretärin wünscht sich für das Haus am Gürtel eine Veränderung. Meyer hat sich deshalb nicht mehr beworben, 33 Bewerber sind im Rennen.

Nun wird Robert Meyers Ära gewiss in die Annalen eingehen, weil jede Aufführung, in der der Direktor selbst auf der Bühne stand, dem Publikum Freude gemacht hat. Doch muss ein solches Konzept ein Ablaufdatum haben, um das Ganze nicht aus den Augen zu verlieren. Die Volksoper als gute Adresse für ein Opernrepertoire, das die Staatsoper nicht pflegt – von der Spieloper bis zu spannenden Stücken des frühen 20. Jahrhunderts – sowie als Herberge eines schlagkräftigen Operetten-Ensembles, diese Volksoper gilt es wieder aufzubauen.

Den allseitigen Lippenbekenntnissen zu Repertoire- und Ensembletheater könnte die Volksoper Taten entgegensetzen. Die Staatsoper hat in den vergangenen zehn Jahren bewiesen, dass selbst heikle Werke mit hauseigenen Kräften auf höchstem Niveau zu realisieren sind. Jetzt, da das Spielplan-Angebot im Haus am Ring um gut 20 Prozent reduziert worden ist, braucht die Stadt ein lebendiges Haus, das in der Lage ist, aus eigenem ein viel breiter gefächertes und abwechslungsreicheres Programm zu gestalten, als es sich derzeit darstellt.

Diesbezüglich hat der Musiktheater-Standort Wien gerade enorm an Attraktivität verloren. Würde die Volksoper ihre Kernkompetenz wieder wahrnehmen, ließe sich dieser Fehler rasch korrigieren. Dazu bedarf es freilich einer neuen Führung, die vor allem eines einbringt: musikalische Kompetenz! Ein Volksoper-Direktor muss nicht nur wissen, wie man in Operetten und Musicals Pointen serviert. Er muss vor allem Orchester, Chor und Solisten dazu animieren, solche Pointen auch singend und musizierend zu setzen.

Das führende Haus im „leichten Fach“ war schließlich auch lange Zeit eine erste Adresse für anspruchsvolles Repertoire zwischen den „Lustigen Weibern von Windsor“ und der „Liebe zu den drei Orangen“.

Ein Blick zurück auf die Ära Karl Dönchs lehrt, wie ein reichhaltiger Spielplan aussehen kann, der im großen Konzert der Wiener Musiktheater seine unverwechselbare Stimme einbringt – keineswegs anbietend, sondern wenn nötig auch einmal gegen den deklarierten Willen der Abonnenten: Freilich, Dönch war „vom Fach“, ein echter Prinzipal und imstande, einem Gast, der sich über die Dissonanzen in Janáčeks „Totenhaus“ beschwerte, Paroli zu bieten. Er konnte das, weil er halt auch den „Zigeunerbaron“ und das „Weiße Rössl“ stets parat hatte. Nicht regietheaterlich verballhornt, sondern ganz echt.

E-Mails an: wilhelm.sinkovicz@diepresse.com